

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter

Band: 28 (1917)

Nachruf: Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin

Autor: Jahn, V.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin †.

Versezen wir uns in Gedanken um ein halbes Jahrhundert rückwärts in jene Zeit, wo der Geistesadel der Universität Zürich in noch bescheideneren Mauern thronte, als in den weitverzweigten Hochschulehranstalten, die heute wie eine Festung des freien, starken Geistes über den niederen Straßen sich erheben! Damals sprach man in Sang und Wort nur von den Musensöhnen, den jungen Herren Studenten. Es war daher ein Ereignis, da eines Tages eine junge Dame einheimischen Blutes in die Hörsäle eintrat. Sie mußte eine anfängliche innere Aufregung und Angst vor den auf sie gerichteten Gelehrtenaugen überwinden, nahm aber sofort dauernd fleißig ihren Platz in den Lehrstühlen ein und erwarb sich in der Folge die Wohlgefönnung derjenigen unter den Professoren, die grundsätzliche Gegner des Frauenstudiums waren. Unter der allmählich anschwellenden Schar von Vertreterinnen weiblicher gelehrter Berufsausbildung war sie ein Erstling und jedenfalls die erste Schweizerbürgerin, die sich zum Ziel setzte, auf Heimatboden Ärztin zu werden.

Sie ist es geworden; eine segensreiche, glänzende Laufbahn ist nun mit ihrem Tode abgeschlossen.

Die Pfarrerstochter Marie Vögtlin, die zur unerhörten Ausnahme studierte, war eine Bürgerin Bruggs, Sproß eines schon seit Jahrhunderten daselbst eingewurzelten Geschlechterstammbaums. Für sie hätte es gelten können, was man einem fürsichtigen Geschicke zuschrieb: daß nämlich aus den Familien der Stadt und vielfach aus denjenigen

ihrer Mitglieder geistlichen Standes große Menschen hervorgegangen sind, die in ihrer Bedeutung und Wirksamkeit als „Propheten“ über die kleinbürgerlichen Schranken hinauswuchsen. Doch wie gezwungen stimmen solche Vergleiche



und Benennungen zu dem echt frauenhaft gebliebenen schlichten Wesen dieser tief an Empfindung und hoch an Intelligenz angelegten Natur!

Ueber den Werdegang der Verstorbenen liegen Mitteilungen von nächster Verwandtschaft und solche schon aus ihrer eigenen Hand vor, die sie einst der Oeffentlichkeit und

dem allgemeinen Interesse übergeben hat; den orts- und familienkundigen Lesern der Neujahrsblätter wird eine vertraulich-ausführliche Schilderung ihres ersten Lebensabschnittes lieb sein und viele anheimeln.

Marie Dögtlin wurde geboren am 7. Oktober 1845 im Pfarrdorf Bözen als die jüngere Tochter des Julius Dögtlin, der mehr als zwanzig Jahre lang das kirchliche Amt genannter Gemeinde versah und anno 1864 als gewählter Stadtpfarrer in die Pfrundwohnung und das Gotteshaus seines Heimatortes einzog. (Er trat 1882 in den Ruhestand, † 1894, seine Frau Henriette Benker war ihm kurz nach dem Einzuge in Brugg durch den Tod entrisen worden.) Die Tochter Marie stand somit in ihren Mädchenjahren nur zum einen Teil, etwa auf Besuch bei Onkel Gerichtspräsident Dögtlin, in vollen junggesellschaftlichen Beziehungen zu dem Leben und Treiben der Vaterstadt, wurde dafür durch den Umgang mit Bauernkindern praktisch mit den Feldarbeiten bekannt, zu Hause von der Mutter im Gartenbau, der Kochkunst und in den weiblichen Handarbeiten angeleitet, worin sie ja später als ledige Tochter, als Gattin und Mutter so trefflichen Bescheid wußte. Neben ihrer ältern, jetzt noch lebenden Schwester erhielt sie ihre erste Schulung privatim vom Dorflehrer unter Mithülfe des Vaters und erweiterte zwölfjährig ihren geistigen Gesichtskreis in dreijährigem Aufenthalte in dem kleinen Mädchen-Unterrichtsinstitute des Pfarrers Hunziker in Thalheim und während eines Pensionatsjahres in Montmirail. Nach ihrer Rückkehr ins Elternhaus reifte auf einsamen Gängen durch Feld und Wald der stillen Sändlichkeit, wo geistige Hilfsmittel vielfach fehlten, ihr innerer Gehalt. Zeit und Kraft zusammennehmen lernte sie zwischenhinein als Stütze im Haushalte einer kinderreichen Verwandten in Zürich.

So ausgerüstet siedelte sie mit ihrer Familie in ihrem achtzehnten Jahre nach Brugg über, übernahm die Führung

des Haushaltes mit ihrer Schwester nach der Mutter Tode, benutzte fleißig die noch kleine Stadtbibliothek und fand Anregung bei gebildeten Altersgenossinnen und gesellschaftlichen Verkehr als große Musikfreundin bei Gesang und Klavierspiel, immer voll schlichter Fröhlichkeit und Gediegenheit, regsam tätig auch in gemeinnütziger Kleinarbeit, in der „Armenschule“, wie sich noch einzelne Zeuginnen zu erinnern vermögen.

Und nun schreibt sie bedeutsam in ihren Aufzeichnungen: „Das Beste aber war mir die Hilfsarbeit in einem kleinen Kinderspital, den eine meiner Tanten (es war Frau Dr. Urech) in Brugg gegründet hatte. Dort erschloß sich mir die Freude an der Krankenpflege, an den liebebedürftigen kleinen Wesen.“ „Aber aus dieser Arbeit erwuchs allmählich der brennende Wunsch, nicht nur Gehülfin des Arztes zu sein, sondern die wichtigste Hülfe selbst leisten zu können. Als ich vernahm, daß in Zürich zwei Ruffinnen an der medizinischen Fakultät aufgenommen worden seien, befestigte sich mein Entschluß, alles daran zu setzen, um Medizin studieren zu können.“ Ernste innere Erfahrungen hatten zu diesem Plane beigetragen, dem eine insgeheim eingeweihte Freundin beistimmte mit den Worten: „Wenn du das willst, kannst du es schon.“

„Anderthalb Jahre trug ich mich im stillen Tag und Nacht mit diesen Gedanken, bevor ich es wagte, sie meinem Vater auszusprechen. In dieser Zeit studierte ich in frühen Morgenstunden und so oft mit dem Kochlöffel oder der Näharbeit in der Hand im geheimen Latein und Mathematik und die Anfangsgründe der Naturwissenschaften.“ Brieflich teilte sie 1867 ihrem Vater ihre Absichten zitternden Herzens mit. Ebenso niedergeschlagen als ruhig liebevoll antwortete er: „Alles, was du willst, tue, nur dieses nicht, es ist unmöglich.“

Aber das Unerhörte, bei dessen Verlauten man in der Bürgerstube die Hände über dem Kopf zusammenschlug,

ward möglich, als die Tochter ein weiteres halbes Jahr dem Vater diene und zeigte, was sie war, indem sie ebenso willig alle, auch die niedrigsten Hausgeschäfte verrichtete, als nebenbei sich ausdauernd in die Bücher vertiefte und die selbstgesetzten Lernaufgaben spielend und zähe, wenn's sein mußte, bewältigte. Die Tochter, die mit solcher Innigkeit an ihrem Plane hing, war keine Träumerin, sie faßte alles zweckmäßig, praktisch an.

Die ältere Schwester unterstützte sie, die Verwandten prophezeiten Böses, bis der Vater endlich auf den Rat zweier seiner besten Freunde (Pfarrer Hagenbuch und des Aarauers Dr. Stäbli) dem Herzenswunsch seiner Tochter willfahrte. „Denn es ist möglich, und der Beruf der Ärztin wird herrlich sein, Marie paßt dazu,“ — aus eigener Beobachtung ihrer Hauspflegen konnte der Freund Arzt so urteilen. Und ihm pflichtete der andere, Maries Taufpate, bei.

Und nun bezog sie, dreiundzwanzigjährig, unter gewissen Vorbehalten die Universität Zürich, die erste öffentliche Schule dieser „Selbstunterrichteten“, und es wurde ihr durch Einarbeiten in einige (naturwissenschaftliche) Hochschulfächer möglich, daß sie kurz vor ihrem ersten Medizinalexamen 1870 noch die zurückgestellte unerläßliche Maturitätsprüfung mit den Kantonschülern in Aarau nachholen und mit sehr gutem Erfolge beide Examina bestehen konnte, ohne ein Gymnasium oder nennenswerten Privatunterricht besucht zu haben. Und dabei gesundete die früher oft erholungsbedürftige Tochter. Siegreich gelangte sie ans Ziel. Im Winterhalbjahr 1872/73 legte sie nach viereinhalbjährigem Fachstudium die staatlichen Examina ab, studierte ein weiteres Halbjahr, von deutschen Studenten scheinlich angesehen, aber von ihren Lehrern gut angeschrieben, in Leipzig, war vom Juli 1873 bis Mai 1874 Assistentin an der kgl. Entbindungsanstalt in Dresden, erlangte dann in Zürich die Würde und den Titel als Dr. med. (auch eine Neuheit für eine Dame) und eröffnete im Sommer 1874 als die erste

Arztin der Schweiz und wohl auch des umliegenden Auslandes ihre Praxis. Sie hatte bei Tag und Nacht zu tun und zählte während vier Jahrzehnten zu den zeitgenössisch besten Spezialisten in Frauenkrankheiten und in der Geburtshilfe. Ihr Name war in der Frauenwelt allbekannt geworden.

Und was war, kurz gesagt, die Ursache dieses ungewöhnlichen Erfolges? Was macht die nunmehr verstorbene Frau Doktorin unvergeßlich und ihr Leben besonders auch uns schätzenswert, die wir uns hier ihres Brugger Heimatscheines erinnern? Etwa ihr großer Anteil an gelehrtem Wissen und dessen fortgeschrittener Anwendung im menschlichen Leben? Das nicht zuerst und nicht zuletzt! Sie hat mit der Zeit jüngern Kolleginnen auf den Bahnen ihres Berufsstudiums die Hand geboten und den Strom Heilungsuchender in ihrem Alter größtenteils ihnen zugelenkt, um nur noch mit den altbekannten ihrer Patientinnen ihr mütterlich freundliches Verhältnis aufrecht zu erhalten oder Unbemittelten, immer jedenfalls den Hilfsbedürftigsten, zu dienen, während unterdessen viele Frauenärzte, wie sie es begrüßte, neben sie unter den Leuchter der medizinischen Wissenschaft getreten sind.

Aber diese Frau, die weder selbst viel geredet hat, noch öffentlich viel von sich reden machte, ist in Einem andern vorangegangen, was ihr vornehmlich eignete und dem tüchtigen weiblichen Arzte die rechte Bestimmung neben dem Manne gab. Die bevorzugte Stellung, die Achtung, die sie unter der Bevölkerung eingenommen, beruhte auf dem gediegenen Grundcharakter ihrer Persönlichkeit. Eine Wohltäterin wollte sie sein und ist es geworden. Zu dieser Berufung unter den Mitmenschen war sie gleichmäßig mit Verstand, Gemüt und Energie von einer gütigen Natur ausgestattet worden. Während ihrer Jugend- und Studienjahre, in ihrem ganzen Leben hat sie sich durch die Tat zu ihrem Emporkommen Bahn gebrochen, Vorurteile entkräftet, durch immer erneuerte Proben ihrer Leistungsfähigkeit be-

wiesen, daß sie die einem Frauenwesen anscheinend gezogenen Schranken übersteigen konnte und behördliche Entschiede über die Befugnisse einer Ärztin zu ihren Gunsten zu stimmen wußte. Ihr taktvolles Benehmen und Eingehen auf das Weh ihrer Geschlechtsgenossinnen, ihr rasches Anempfinden und Erfassen des weiblichen Wesens mit seinen körperlichen Zuständen und seelischen Nebenumständen, ihr scharfer Blick für das Wahre, Untrügliche in den Krankheitsursachen haben ihr den gewaltigen Zuspruch der Gebeugten, Gebrechlichen, Verzweifelten, Gefallenen verschafft und ihr das Verschwiegenste, was ein Weib nur gerne offen einem Weibe anvertraut, rückhaltlos eröffnet.

Ungewollt und absichtslos, ohne Ehrgeiz und feind allen hochgespannten Ideen über die Frauenrechte, ist sie so das unverfälschte Vorbild für die Entfaltung aller im geistigen Weibe liegenden, der Frauenbewegung dienenden Kräfte geworden. Sie hat aus der frommen Tiefe der sittlichen Weltanschauung des Vaterhauses die edle, aufopfernde Liebe ins Leben hinausgetragen und anhängliche, dankbare Gegenliebe über den Tod hinaus sich erworben.

Diese Ehrung der ausgezeichneten Frau würdigen wir erst in vollem Maße, wenn wir in freundlichem Gedenken das Haus grüßen, unter dessen Dach sie Gattin und Mutter dreier Kinder wurde, von denen ein Sohn und eine Tochter inmitten des Eltern Glücks aufgewachsen sind. Sie hatte sich 1875 vermählt mit Albert Heim, dem rühmlichst bekannten Professor der Geologie; und ihr Name, der Name der Frau Dr. Heim, hat durch die eheliche Verbindung dieser Vertreter zweier Wissenschaften einen doppelt hohen Klang erhalten. Es war für das Paar eine schwere Aufgabe, die Gatten- und Elternpflichten mit den beidseitigen starken persönlichen Berufsinteressen in Einklang zu bringen. „Ich habe beide Kinder viele Monate lang selbst genährt und immer nachts selbst gepflegt,“ schreibt sie freudig und mütterlich stolz, als wollte sie an sich selbst

zeigen und krönen, was sie menschlich und ärztlich als Forderung an eine gesunde Frau und Mutter stellte. Was von der Tageszeit mit ihren Anstrengungen, nie leeren Sprechstunden, auswärtigen Konsultationen, auch operativen Eingriffen zugunsten des Ehe- und Familienglückes zuweilen abgerungen werden konnte, beschreibt ein Berichterstatter ihres Lebenslaufes mit den Worten: „Die eine Stunde tief in Hausgeschäften — beim flicken von Kleidern, Küchengeschäften, Gartenarbeiten — die andere am Krankenbett ihrer Patientinnen oder bei schwierigen Operationen!“ Freilich mochte dies erst zutreffen, als ihre Lösung: Erst Ärztin, dann Ärztin und Gattin in die andere überging: Ärztin und Mutter! In beiden Stellungen war die Vielseitige selbstlos und treu.

Diese übermäßige Beanspruchung ließ sie wenig zu eigentlich schriftstellerischer Arbeit kommen, bekannt ist das volkstümlich geschriebene billige Büchlein: „Die Pflege des Kindes im ersten Lebensjahr“, das aus ihrer Hand vom Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein veröffentlicht worden ist. Aber fließend leicht führte sie die Feder im Verkehr mit ihren Patientinnen. Später war sie bei der Gründung der Schweizerischen Pflegerinnen-Schule (erbaut 1899, eröffnet 1901) an erster Stelle beteiligt, durch deren Bau „ihre weitestgespannten Hoffnungen übertroffen worden sind“. Sie war lange Zeit Abteilungslehrerin.

Immer zuletzt auf das Los der Armen und Ärmsten bedacht, hat sie mit Hingabe mitgeholfen, hunderte von verlassenen, verwaisten Kindern bei Pflegeeltern zu versorgen. Hatte sie doch als Ersatz für das ihr entriessene und von ihr so schmerzlich vermißte eigene Töchterlein dasjenige eines Freundes bis zum 15. Jahre in ihrem eigenen Hause erzogen.

Vor Jahren erlahmte ihre sonst so unermüdliche Schaffenskraft zusehends. Katarthalische Beschwerden führten zu einer ernststen Lungenerkrankung. Sie war glücklich, daß ihr

in den geduldig ertragenen Leidenstagen ihre zur Krankenpflegerin ausgebildete Tochter mit einer Freundin beistand. Am 7. November 1916 in der Morgendämmerung ist diese unvergleichliche Frau für immer sanft entschlummert, bis an ihre Ende geistesklar, hilfsbereit und seelengroß.

Werte Leserinnen der Neujahrsblätter! Das Bild der Frau Dr. Heim in ihren besten Jahren kommt euch hier vor Augen! Betrachtet es liebevoll; sie hat euer Geschlecht und seine Bedürfnisse verstanden! Und ihr werdet auch die warmherzigen Empfindungen verstehen, mit denen ihr Lebensgang hier geschildert wurde. Eine der Besten unter euch, eine Zierde der Frauenwelt wird in eurem Andenken fortleben.

D. Jahn.



Abend.

O stiller, friedelofer Abend!
Wie türmen sich deine Wolken
In purpurner Ewigkeit
Mehr und mehr
Zu Sonne und Glut.
Und bilden große
Weltenfestungen,
Uneinnehmbar
für Menschen.

O stiller, friedelofer Abend!
über deine blauen Berge
Schimmern blaße Rötten
Von weit, weit — — —
Ist es der Himmel,
Sonnenlichtspiegelnd?
Oder des Krieges
Schrecklicher Brand?

O stiller, friedelofer Abend!
Wie klagen deine fernsten
Leidenden Menschen!
Wie jubelt lustheischend
Die fröhliche Welt!
Und meine Seele
Freut sich mit diesen, —
Und meine Seele
Weint mit den andern.

Walter Menzi (Aus „Gedichte“ 1915).